



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wislicenus, Georg: Ein französischer Flottengegner

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein französischer Flottengegner



Alle Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Deutschland nützen lediglich dem fast allmächtigen Weltfeind. Tschoda und Samoa waren nur denkbar, weil die Kluft zwischen den beiden geschädigten Festlandnachbarn noch immer nicht überbrückt ist. Und würden jetzt die Engländer wohl den Versuch zur Ausrottung der Buren wagen dürfen, wenn die Festlandmächte einig wären? Nicht einmal Waffen können wir den Stammesbrüdern schicken, wenn es den Engländern nicht paßt. Währenddessen haben die Franzosen erst kürzlich wieder eine Probe davon zu spüren bekommen, mit welcher echt englischen Brutalität der Fischereiwachtdienst im „Englischen“ Kanal ausgeübt wird; ein französischer Matrose wurde dabei ganz unnötigerweise getötet. Nach beschworener französischer Aussage konnte das englische Kanonenboot das kleine französische Fischerboot bequem einholen und festnehmen, ohne aus nächster Nähe den Matrosen töten zu müssen. Die Engländer behaupten zwar, daß ihr Kanonenbootkommandant vollkommen richtig gehandelt habe; diese Ansicht haben auch viele unserer Zeitungen gedankenlos nachgebetet, namentlich solche, die mit Vorliebe für Englands Geschäfte arbeiten. Dieser kleine Vorfall, der „nur“ einer armen Fischerfamilie den Ernährer geraubt hat, zeigt die französische Ohnmacht zur See in grellem Lichte. Denn wenn den Engländern eine solche fahrlässige Roheit angethan worden wäre, sei es, von wem es sei, sie würden sich das wahrlich nicht haben bieten lassen. Der Engländer dünkt sich eben als den Herrn des Meeres; wehe dem Eindringling, der sich da Rechte anmaßen wollte.

In Frankreich kennt man die ungünstigen Machtverhältnisse der einzelnen Festlandstaaten zu der britischen Weltseemacht ganz gut; aber doch kann man sich immer noch nicht entschließen, die Sorgen vor einem deutschen Angriff zu

bannen oder sich mit dem status quo zufrieden zu geben. Welche Trugbilder dabei den lebhaften Franzosen vorschweben, zeigt der Ausdruck eines ihrer Militärschriftsteller, A. Demigny: „Hüten wir uns, auf unsere Kosten den Wiederaufbau des Reichs Karls des Großen zu gestatten!“ Wie kommt ein verständiger, ja gescheiter Mann, denn das ist er, wie viele seiner Gedanken beweisen, dazu, nichts von den Linienschiffen Englands, aber alles von den Ulanen Deutschlands für sein Vaterland zu fürchten? Wem haben wir es zu danken, daß man in Frankreich so grundfalsche Vorstellungen von den Zielen der deutschen Politik hat? Nun, niemand anders, als unsern eignen Landsleuten, darüber belehrt Demigny uns: „Der Feind, der uns den Todesstoß geben kann, steht vor uns, bereit, alles auf den ersten Anhieb zu zerschmettern; seine Zeitungen spritzen bei jeder Gelegenheit das Gift ihrer Beleidigungen auf uns aus.“ Das ist die verderbliche Wirkung der kläglichen Haltung der deutschen Dreyfusblätter, die mit ihrem endlosen Gewäsch über französische Mißstände wieder lediglich die Geschäfte Englands gefördert haben. Offenbar ist der Schriftsteller Demigny von den Gefühlen vieler seiner Landsleute auf den Holzweg geschoben worden und schiebt mit Hilfe seiner Stimme nun wiederum Tausende auf demselben Wege weiter, zum Schaden Deutschlands und Frankreichs.

Leider ist es sehr lohnend, die Irrtümer Demignys, die er auf seiner falschen, ihm von unsern Zeitungen beigebrachten Grundanschauung aufbaut, näher zu betrachten; wir können aus ihnen lernen, daß wir uns, und insbesondere auch unsre Herren Journalisten, sich zukünftig mehr Mühe geben müssen, den Franzosen vernünftigeren Ansichten über die deutsche Politik beizubringen. Warum arbeiten so viele deutsche Zeitungen für englische Interessen und gegen die Deutschen?

Demigny läßt sich durch seine irrige Grundlage zu ganz sonderbaren Schlüssen verleiten; der Titel seiner vor kurzem erschienenen maritimen und militärischen kritischen Studie *La faillite de la Marine* deutet sie schon an. Er behauptet, man habe sich in Frankreich überhaupt noch nie gefragt, wozu die Marine dienen solle. Wenn Frankreich außerhalb seiner Seegrenzen thätig sein wolle, so müsse es unbedingt von der vollständigen Ruhe an der deutschen Grenze überzeugt sein, sonst müßte jeder Seekrieg für Frankreich verhängnisvoll werden. Von der französischen Marine hält der Verfasser nicht viel, sie sei in allen Entscheidungskämpfen mit England besiegt worden, und so würde das auch in aller Zukunft sein; es sei deshalb besser, die Kosten, die für ihre Unterhaltung aufgewandt würden, mit für das Heer zu verbrauchen (zur Zeit beträgt der Jahreshaushalt für die Marine 300 Millionen Franken, für das Heer 600 Millionen Franken). Und das nur aus dem Grunde, weil die schlimmste Gefahr aus dem Nordosten, das heißt aus Deutschland drohe! Der Krieg mit Deutschland müsse darum die stete Beschäftigung und Sorge der

französischen Regierung sein. Die Kolonialpolitik und die übertriebene Entwicklung der Marine in Frankreich seien Zeichen der Furcht vor Deutschland, mit dem man um keinen Preis Krieg haben wolle! Und Frankreich sei nicht mehr, wie zu Zeiten Ludwigs des Vierzehnten, stark genug, gleichzeitig zu Lande und zu Wasser Krieg zu führen. Für den Krieg mit Deutschland käme es nur darauf an, alle Kräfte für den Landkrieg zu stärken; auch müßten mehr Festungen, mehr Batterien und Eisenbahnen sowohl an den Seegrenzen wie an den Landgrenzen gebaut werden. Außerdem wünscht Demigny noch die Loire zwischen Orleans und Nevers befestigt zu sehen, sowie die Linie Nevers-Chagny. Von dem Einfluß, den die französische oder die deutsche Flotte auf den Krieg haben könnte, will er nichts wissen. Bei einem Kriege mit Italien fürchtet Demigny eine italienische Landung in Algerien oder Tunisien; auch diese soll nicht etwa durch die Flotte verhütet werden, sondern durch beschleunigten Ausbau der Küstenbahnen und Küstenbefestigungen in diesen wichtigsten französischen Kolonien. Gegen Italien soll der Krieg nach Bonapartes Vorbild lediglich zu Lande geführt werden; die Flotte würde allenfalls einige Küstenstädte beschießen, aber zur Entscheidung überhaupt nicht beitragen, also sei sie unnötig! Nun, wenn Frankreich nur an Kriege gegen seine Nachbarn auf dem Festlande zu denken hätte, könnte es ja allenfalls seine Flotte entbehren; denn der französische Seehandel und Kolonialbesitz würden nicht bedroht werden, wenn Frankreich auf dem Lande Sieger bliebe. Aber daß die Flotte auch dann nicht ohne Bedeutung wäre, zeigt doch der Krieg von 1870/71; nur der seebeherrschenden Flotte dankten die Franzosen die Waffenzufuhr vom Auslande und damit die Stärkung ihrer Widerstandskraft.

Von ganz anderm Standpunkte betrachtet Demigny die Gefahren eines Krieges mit England. Bei einem Festlandskriege, insbesondere mit Deutschland, soll es sich nach Demignys Vorstellung um das Dasein Frankreichs als Festlandsmacht und Nation handeln. Wenn Frankreich von Deutschland geschlagen würde, „so würde es sicherlich von der Karte Europas gestrichen werden!“ (Da sieht man wieder, wie weit die deutschen Dreyfusblätter selbst gescheiterten Franzosen den Kopf verdreht haben!) Dagegen könnte sogar ein vollständiger Sieg Englands das Dasein Frankreichs nicht bedrohen. Demigny weiß ganz gut, daß sich die Engländer wie in frühern Jahrhunderten auf die französischen Kolonien werfen werden, und zwar mit noch bessern Erfolgen als früher, weil seit der Einführung des Dampfes die Seekriegführung viel abhängiger von Flottenstützpunkten ist als früher. Mit bemerkenswerter Beharrlichkeit hat sich England einerseits mit Gibraltar, Malta, Port Said, Aden, Colombo, Singapur, Hongkong, andererseits mit Sierra Leone, Kapstadt und Mauritius Ketten von Stützpunkten geschaffen, um auf sichern Wegen Indien und China zu erreichen. Trotz Napoleons Ausspruch: „Der ganze Erfolg im Kriege besteht im Geheimnis der Verbindungen“ beherrscht Frankreich nicht in gleicher Weise

den Verkehr mit seinen Kolonien im Kriege, wie England den seinigen. Den Franzosen fehlen die Flottenstützpunkte zwar lange nicht in dem Maße wie uns Deutschen, aber sie sind doch sehr klein an Zahl und Bedeutung im Vergleich mit den englischen Kriegshäfen in allen Gegenden des Weltverkehrs. Wenn die Engländer den Suezkanal in ihre Gewalt nähmen, würde Frankreich gezwungen, den Weg ums Kap der Guten Hoffnung zu nehmen, um seine Kolonien im Indischen und im Stillen Ozean zu erreichen, und hätte dann nur Datar beim Kap Verde als einzigen Zwischenhafen auf dem Wege nach Madagaskar und Ostasien. Und Datar soll überdies, wie Demigny sagt, nach allen Seiten offen und leicht zu beschießen oder bei einem Überfall in Brand zu stecken sein. Auch sollen die überseeischen französischen Stützpunkte, sogar der wichtige Hafen von Saigon, viel zu schwach ausgerüstet sein, als daß sie eine größere Zahl von Schiffen im Kriege ausbessern, mit Kohlen, Schießbedarf usw. versehen könnten. Einen Seekrieg im großen Stile wie England, mit Panzerflotten in allen Meeren, kann also Frankreich schon aus Mangel an Stützpunkten nicht führen. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit den Aussichten für einen Kreuzerkrieg gegen England, von dem in französischen Fachkreisen viel geschwärmt wird, weil man glaubt, England mit der Zerstörung seiner Handelsschiffahrt am empfindlichsten zu treffen. Demigny führt ganz richtig aus, daß dieser Kreuzerkrieg nur ganz geringe Erfolge haben könnte, weil England genug Kriegsschiffe hat, seine Handelsdampfer zu begleiten (die dann natürlich wie die Segelschiffe in alten Zeiten, in großen Konvoiflotten gesammelt, über See geführt werden müßten); jeder französische Kreuzer würde mit überlegener Macht an der Zerstörung der Handelsschiffe verhindert werden. Da bekanntlich auch ziemlich das ganze überseeische Telegraphennetz in englischen Händen ist, wird der Handelsschutz noch erleichtert, indem die Bewegungen der feindlichen Raperkreuzer den Engländern nicht verborgen bleiben würden. Auch die besten und größten Kreuzer müssen Stützpunkte anlaufen, um ihre Ausrüstung mit Kohlen usw. zu ergänzen und Schäden, die sie in Einzelgefechten erlitten haben, zu bessern. Die Hilfsmittel der wenigen überseeischen französischen Flottenstützpunkte sind so beschränkt, daß sie nur kurze Zeit und nur für wenige Schiffe ihren Zweck erfüllen würden. Wenn diese Häfen vom Verkehr mit dem Mutterlande abgeschnitten, auf sich allein angewiesen würden, wie dies bei einem Seekrieg mit England zweifellos der Fall sein würde, so würden ihre Vorräte an Kriegsmaterial und Menschen bald aufgebraucht sein. Demigny hat Recht, wenn er sagt, der heutige Seekrieg ist ungefähr denselben Bedingungen unterworfen wie der Landkrieg: unbehinderte Verbindungen sind den Flotten ebenso nötig wie den Heeren — aber statt daß er auf Grund seiner Betrachtungen seinem Vaterlande den ausdrücklichen Rat giebt, sich für den Seekrieg gegen England besser zu rüsten, wirft er zunächst die Flinte ins Korn, indem er sagt: „In dem gegenwärtigen Zustande Europas und mit einem so starken

Feinde wie Deutschland, der uns ständig bedroht (!), muß man so schnell wie möglich aus freien Stücken jeden Gedanken eines Kampfes mit England aufgeben (!), solange die Dinge so bleiben, wie sie sind. Deutschland allein muß von uns in unsern Rüstungen in Betracht gezogen werden, und darum brauchen wir keine Marine. In dem tödlichen Zweikampf, der sich entwickeln wird, würde sie uns sogar schädlich sein. Der Zustand der Zersplitterung Europas ist bedauerlich für die Nationen, die ihm angehören. England allein hat aus ihren Streitigkeiten von jeher beträchtlichen Gewinn gezogen. Es ist sehr schlimm, daß sich die europäischen Nationen nicht verständigen können, denn sie haben keinen andern Feind als England!"

An andrer Stelle giebt auch Demigny dem europäischen Erbfeind die geläufige Bezeichnung *la perfide Angleterre*, er weiß also ganz gut, wo uns alle der Schuh drückt, und doch, trotz dieser Einsicht, die unnötigen Sorgen vor Deutschland! Warum sollten sich denn die Festlandvölker Europas nicht verständigen können? Vernünftige Gründe liegen dagegen nicht vor; daß ein Krieg um die wiedergewonnenen Reichslande Elsaß-Lothringen den beiden gebildetsten Völkern der Erde viel Schweiß und Blut kosten, dem Sieger aber wenig Gewinn bringen dürfte, das sollte doch jeder Franzose heute wissen. Ein so schwerer Kampf würde nur den Engländern nützen. Deshalb sollte es den Franzosen eigentlich nicht schwer werden, die richtige Wahl zu treffen. Demigny sagt ja seinen Landsleuten: *la conservation de la flotte est une renonciation tacite à l'Alsace-Lorraine*; er will damit scheinbar die Abschaffung der Flotte begründen, oder sollte er vielleicht doch auf diesem diplomatischen Umwege eine gründliche Vorbereitung Frankreichs für den Seekrieg anregen wollen? Mehrfach bricht nämlich bei ihm der Wunsch durch, gegen England vorzugehen, wobei er allerdings darüber klar ist, daß England ernsthaft nur von einer Vereinigung von europäischen Mächten bedroht werden kann; im Bunde mit Rußland allein hält Demigny den Krieg gegen England noch für eine gefährliche Utopie. Ohne Deutschland geht es nicht, darüber ist sich der Franzose im klaren, und das ist schon einiges wert; er sagt nämlich: „Verbündet mit mehreren andern Nationen, z. B. mit Deutschland und Rußland, könnte Frankreich auch Belgien und Holland zwingen, in den Bund mit einzutreten. Eine Landung in England würde dann allerdings keine leere Drohung mehr sein; es würde dann, nach geschickten Manövern, nicht unmöglich sein, hundertfünfzigtausend Mann auf die englische Küste zu werfen. Aber haben sich die französischen Staatsmänner und die Leiter der Marine mit dieser Möglichkeit beschäftigt? Wenn man die Transportdampfer in Toulon versaulen sieht, kann man kühn das Gegenteil behaupten, und man kann sicher sein, daß nichts vorbereitet ist. Man wäre wohl berechtigt, danach zu fragen, aber die Antwort auf solche Frage wäre zu bedenklich. Müßte nicht Dünkirchen oder Calais schon ein zweites Cherbourg sein, oder vielmehr ein zweites

Antwerpen, eine auf Englands Herz gerichtete Pistole — nach Napoleons Ausspruch?“

„Man darf nicht zwischen zwei politischen Zielen hin und her schwanken, man muß eins wählen und ihm entschlossen entgegengehn. Wenn man Krieg mit England führen will, muß man es im Ärmelmeer und nicht anderswo auffuchen. Wenn man einen Marineminister sagen hört, daß man im Ärmelmeer die Defensiv, und die Offensiv im Mittelmeer ergreifen müsse, so glaubt man zu träumen. Auf welche geschichtlichen Studien begründet der Minister diese Sprache? Das ist, als wenn man, um Deutschland zu bekriegen, das französische Heer am Fuße der Pyrenäen zusammenziehen wollte. Nein, Herr Minister, man muß es wie ehemals Scipio machen, als er in Afrika landete, man muß England die Stirn bieten.“

Demigny beschäftigt sich also doch recht lebhaft mit dem Gedanken einer Bekämpfung Englands, ja er hält es sogar für einen „unentschuldbaren Fehler,“ daß man in Frankreich seit einer Reihe von Jahren nur Vorbereitungen für einen Krieg gegen den Dreibund getroffen habe. Er würde sicherlich einer der eifrigsten Fürsprecher für eine starke französische Flotte sein, wenn ihn nicht die Sorge vor deutschen Angriffen zu Lande bedrückte. Ähnlich wie er mögen viele seiner Landsleute empfinden; sie beurteilen Deutschland nach seinem Preßgeschrei. An unsrer vaterländischen Presse ist es also, diese Irrtümer mit Beharrlichkeit wieder aus den Köpfen unsrer warmblütigen Nachbarn zu verschrecken; denn was Frankreich und Deutschland blüht, wenn sie feindliche Brüder bleiben, davon haben uns Taschoda und Samoa einen ersten deutlichen Wink gegeben. Demigny aber möge sich des Ausspruchs seines berühmten Admirals Aube erinnern, daß die französische Marine auf dem falschen Wege wäre, wenn sie darauf verzichten wollte, den Krieg gegen England vorzubereiten!

Uns belehrt Demigny darüber, daß der von agrarischer Seite jüngst angeregte Gedanke eines Flottenbundes des europäischen Festlandes noch sehr weit von der Möglichkeit seiner Verwirklichung entfernt ist. So lange die Franzosen mit dem rechten Auge noch beständig nach den Vogesen starren, hat es wenig zu bedeuten, wenn sie ab und zu auch einmal mit dem linken nach dem Ärmelmeer hinblinkern. Das wird erst anders, wenn die deutsche Flotte die unsern Seeinteressen gebührende Stärke haben wird; dann wird den Franzosen klar werden, daß sie mehr Nutzen davon zu erwarten haben, wenn sie unsre Freundschaft suchen, als wenn sie wegen der thörichten Sehnsucht nach unsern alten Reichsländern gegen ihren ältesten und schädlichsten Erbfeind kampfunfähig bleiben und sich von ihm auf allen Meeren demütigen lassen. Die unselige Landpolitik Ludwigs des Vierzehnten hat so recht Englands Größe gefestigt; sind die Lehren der Geschichte nicht dazu da, frühere Fehler zu vermeiden? Vorläufig, wo die Franzosen eine Flotte haben, die ungefähr dreimal so stark wie die deutsche ist, brauchen sie freilich bei ihren seepolitischen Erwägungen

Deutschlands Seemacht überhaupt nicht in Betracht zu ziehen. Aber das wird ganz anders werden, wenn erst die Seegewalt des Deutschen Reichs eine Größe sein wird, mit der überall gerechnet werden muß. Georg Wislicenus



Die Krise in Österreich



Die Entwirrung der unhaltbaren Lage in Österreich wird immer nötiger, ohne daß sich die Ausichten darauf, auch nicht durch den lange erwarteten Rücktritt des Kabinetts, wesentlich bessern würden. Die Berufung des Freiherrn von Chlumetzky nach Pisch hatte allerdings für wenig Tage bei einem Teile der deutschen Oppositionsparteien Hoffnungen, bei dem slawisch-kerikalen Mehrheitsringe, insbesondere aber bei den Tschechen recht lebhaft Befürchtungen nicht nur wegen der endlichen Beseitigung des Ministeriums Thun, sondern auch wegen der Nachfolge einer deutschliberalen Regierung hervorgerufen; aber bald glaubte man auf beiden Seiten überzeugt sein zu dürfen, daß es ein blinder Lärm gewesen sei. Noch sah damals die Krone nicht klar genug den Ausweg aus dem Labyrinth unlösbarer Gegensätze, in das polnischer Leichtfinn und feudaler Hochmut den österreichischen Staatskarren gefahren hatten. Aber die sowohl vom Grafen Goluchowski als vom ungarischen Ministerpräsidenten Szell ganz entschieden erhobne Forderung, die der jährlichen Beschlußfassung unterliegenden gemeinsamen Angelegenheiten nur einer streng nach dem Kanon des 1867er Ausgleichs sowohl diesseits wie jenseits der Leitha gewählten Delegation zu unterbreiten, hatte die vom österreichischen Kabinettschef und von seinem innerpolitischen spiritus rector, dem tschechischen Finanzminister Kaizl, auf allen nur möglichen Wegen versuchte Anwendung des Notparagraphen 14 auf eine andre Art der Wahl der österreichischen Delegation oder auf irgend einen Surrogatersatz ihrer Funktion als unausführbar, somit die baldige Einberufung des Wiener Reichsrats als unabweisbar erwiesen. Trotz des unzweideutig kundgegebenen Entschlusses der Deutschradikalen und Deutschnationalen, eine normale Wirksamkeit des Parlaments vor der Aufhebung der verhängnisvollen Sprachverordnungen nötigenfalls durch rücksichtslose Obstruktion zu verhindern, gab sich zwar Graf Thun den Anschein, als habe er ein Zaubermittel bereit, eine formell unanfechtbare gesetzliche Wahl der österreichischen Delegation durchzusetzen, aber in Wahrheit stand er den Schwierigkeiten dieser Aufgabe ratlos gegenüber und soll deshalb nach der Versicherung der Offiziosen der Berufung des Freiherrn Chlumetzky zum Kaiser zugestimmt haben. Dieser jederzeit ge-